Glücksgeld.

Erzählung von P. Gräbert.

Sein Vermögen hatte er durchgebracht. Der letzte Blaue war verausgabt. Das war eine betrübende Thatsache, an der sich nichts ändern ließ. Für's Erste konnte sich Leo noch gar nicht mit dem Gedanken befreunden, gar nichts mehr zu besitzen. Er durchmaß oft stundenlang mit großen Schritten sein Zimmer, wie ein Raubthier seinen Käfig, wobei er tausend Pläne für die Zukunft schmiedete, um sie dann gleich wieder zu verwerfen. Es kam ihm schwer an, eine einfache Lebensweise zu führen. Im Restaurant, wo er früher dem Kellner zurief: „Eine Flasche Sekt, meine Sorte!", passirt es ihm noch öfter, daß er aus alter Gewohnheit dasselbe that, aber das Wort „Sekt" verwandelte sich schnell in S—elter, da er sich noch rechtzeitig erinnerte, keinen Sekt mehr bezahlen zu können. So winkte er noch oft an den Droschkenständen einen Taxameter, um aber gleich wieder abzuwinken; er fuhr dann mit der Elektrischen; jetzt ging er auch schon oft zu Fuß. Dieses ließ sich noch alles ertragen, wenn nicht die vielen Bekannten gewesen wären, die meist alle in den Tagen des Glücks seine Gäste waren; wie hatten sie ihm zugejubelt bei den fröhlichen Gelagen, die er so oft veranstaltet hatte. Diese Bekannten wurden ihm jetzt zu Gespenstern, denen er bei Schritt und Tritt zu begegnen glaubte — und er wollte doch keinen sehen, es sollte doch niemand wissen, daß er nichts mehr besaß. Er konnte es ja selber noch nicht fassen, wie und wo das Geld so schnell ein Ende genommen. Das Einrichten hatte er nun nachgerade satt, jetzt mußte ein Entschluß gefaßt werden. Sein Portemonnaie war leer, bis auf ein Zweimarkstück mit dem Kopf des Kaisers Friedrich. Seine Mutter hatte es ihm noch zu Lebzeiten geschenkt und gesagt, es solle ihm Glück bringen.

Vor einigen Tagen hatte er den Muth gehabt, einen langen Brief an seinen reichen Onkel zu schreiben. Leo wußte recht gut, wie zäh dieser alte Herr im Geben war, aber er wollte es doch versuchen. Er hatte in diesem Schreiben von einem sicheren Unternehmen gesprochen, an das er aber selbst nicht recht zu glauben wagte. Er hatte bis jetzt noch keine Antwort erhalten, und nun war er entschlossen, sich diese persönlich zu holen. Das war ein schwerer Gang, auf dem er oft zaghaft stehen blieb — aber ein Blick in sein Portemonnaie ermuthigte ihn, immer tapfer vorwärts zu schreiten.

Der Onkel war zu Hause. Nach einer Unterredung von zwei Stunden entnahm der alte Herr seinem Arnheim dreitausend Mark, und Leo wischte sich den Schweiß von der Stirn; er hatte tapfer um den Fonds zur Gründung einer Eistenz gekämpft. Er nahm die drei Braunen dankbar entgegen und senkte sie in sein Portefeuille, das sich nun wieder stolz aufblähte.

Es war ein sonniger Apriltag, der Leo heute besonders schön erschien. Er athmete auf, als er die Straße betrat, und befühlte nochmals glücklich lächelnd seine Brusttasche. Er ging langsam und erhobenen Hauptes die Linden entlang und konnte es sich nicht versagen, hier in ein feines Restaurant einzutreten, um mal wieder anständig zu frühstücken und eine Flasche Champagner zu bestellen. Während er den goldenen Wein mit besonderem Behagen schlürfte, hörte er, wie zwei Herren am Nebentisch ihre Reise nach der Riviera besprachen. „Es ist gar nicht so theuer", meinte der eine, „und wenn man schließlich in Monte Carlo ein bißchen Purkel hat, gewinnt man die ganze Chose heraus."

„Alle Wetter, das ist ein Gedanke!" meinte Leo bei sich, war er doch auch vor zwei Jahren in Monte Carlo gewesen; aber da hatte er nur zum Zeitvertreib manchmal gespielt, heute konnte aber die Sache besser ausgenützt werden. Wenn er sich ein kleines Vermögen dort gewinnen würde, um dann wirklich etwas Ordentliches anzufangen! Wie schön mußte das sein, wieder aus den kleinlichen Verhältnissen heraus zu kommen. Er dachte an sein einfach möblirtes Zimmer, das er seit Kurzem bewohnte, und auch daran, daß er sich schon oft Kleider und Stiefel selbst gereinigt hatte, um die alte Wirthin so wenig wie möglich in Anspruch zu nehmen, aber hauptsächlich, um ihr mürrisches Gesicht nicht zu sehen, weil er ihr noch die letzte Miethe schuldete. Er malte sich hier in der eleganten Umgebung und beim Glase Champagner eine goldene Zukunft aus, und als das letzte Glas geleert war, stand sein Entschluß fest. Er zahlte und ging direkt in's nächste Reisebureau, um sich ein Billet zu bestellen.

Noch am Abend desselben Tages saß Leo im Coupé, den Kopf behaglich in die Polster schmiegend, um über München—Ala nach Monte Carlo zu dampfen. Er zündete sich eine Cigarette an und empfand ein himmlisches Behagen in dem Bewußtsein, mal wieder comme il faut zu leben.

* * *

Er hatte alles verloren. Er durchwühlte sämmtliche Taschen, aber nicht ein kleiner Louisdor hatte sich in irgend einem Winkel verkrochen oder war durch das aufgegangene Futter gerutscht, wie das häufig passirt, wenn man derer so viele in eine Tasche zwängt. Es war also kein Rettungsanker mehr vorhanden. In seinem Portemonnaie fanden sich noch 1 Franc 50 Centimes vor und — sein Glücksgeld. Er stand also wieder dem Nichts gegenüber. Einen geeigneteren Moment konnte der Oberkellner gar nicht wählen, um bei Leo einzutreten und die Hotelrechnung von den letzten drei Tagen zu präsentiren. Sie betrug 55 Francs.

Leo ging entschlossen in's Kasino, zeigte dem Generalinspektor seine leeren Taschen und erhielt, nachdem er ein kleines Examen glänzend bestanden hatte, 200 Francs für die Rückreise. Er beglich die Hotelrechnung und reiste mit dem nächsten Zuge ab. Im Coupé kam er eigentlich erst zum Bewußtsein. Was wollte er denn nun wieder in Berlin? In Berlin ohne Geld, entsetzlich! Jetzt machte er sich bittere Vorwürfe, doch nicht versucht zu haben, mit dem Gelde vom Onkel irgend etwas zu ergreifen. Ihm durfte er nicht noch einmal kommen. Er versank in dumpfes Hinbrüten. Am Bahnhof in Mailand wurde Lektüre ausgeboten. Leo wollte sich ein Buch kaufen, um während der langen Fahrt auf andere Gedanken zu kommen. „Durch Unglück zum Glück!" dieser Titel zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Zwei Lire kostete das Buch. Der Zug schickte sich schon an, die Bahnhofsstelle zu verlassen, da hatte Leo das Buch in der Hand und warf dem Verkäufer ein Zweilirestück zu. Er lehnte sich in die Wagenecke, schlug das Buch auf und begann zu lesen. Ja, das war ja seine Geschichte, fast dieselbe. Ein junger Mann hatte versucht, mit dem Rest seines Vermögens und mit Hilfe von Frau Fortuna sich in Monte Carlo wieder aufzurichten, aber es gelang ihm nicht, und er verlor das Letzte. Er wohnte in Nizza in einem hübschen kleinen Hotel. Dort saß er nun vor der Thür und schmiedete Pläne für die nächste Zukunft, aber in seiner Verzweiflung fiel ihm nichts Besonderes ein. Da, ein Schrei, ein warnender Ruf des Trambahnkutschers, und der junge Mann stand auch schon am Geleise, um einen älteren Herrn noch rechtzeitig mit gewaltigem Ruck vom Geleise, auf dem er gestrauchelt war, zurückzureißen. Auf ihn gestützt, steuerte der Gerettete dem Hotel, in welchem der junge Mann wohnte, zu; denn der Herr war niemand anders als der Besitzer dieses Hotels. „Wie soll ich Ihnen danken, junger Mann?", hatte er gesagt, „ohne Ihre Hilfe wäre ich jetzt wahrscheinlich todt oder ein Krüppel." „Geben Sie mir eine Stellung in Ihrem Hause", war die Bitte seines Retters. Dies wurde ihm mit Freuden gewährt. Zwei Jahre später war der junge Mann der Schwiegersohn des Herrn und Mitbesitzer des Hotels. Er hatte also sein Glück gemacht. Leo klappte das Buch zu; es war dunkel geworden. Er dachte über das Gelesene nach und beneidete im Stillen den jungen Mann, dessen Unglück wirklich Glück nach sich gezogen hatte. Nachdem er noch lange seine traurige Lage überdacht, schlief er endlich ein. Am nächsten Morgen, kurz vor Basel, kam ihm der Gedanke, einen Jugendfreund, der dort in einem kleinen Städtchen ein Geschäft besaß, aufzusuchen. Vielleicht, daß der für ihn eine Stellung wüßte. Nur nicht nach Berlin! Als der Zug an dieser Station hielt, stieg er kurz entschlossen aus und trug sein Handgepäck selber in den nächsten Gasthof. Hier lag über der Eingangsthür breitspurig ein goldener Löwe, der sah aber eher grimmig als einladend auf Leo herab. Er verlangte ein kleines Zimmer, kleidete sich um und begab sich ohne Säumen nach dem Hause seines einstigen Freundes. „Herr B. ist auf längere Zeit verreist", sagte ihm hier der Geschäftsführer, ohne zu ahnen, daß er Leo damit die letzte Hoffnung auf Besserung seiner entsetzlichen Lage nahm. Dieser ging langsam zurück in den Löwen und setzte sich zunächst auf die Veranda vor dem Hause, um eine Tasse Kaffee zu trinken. Dort überflog er nochmals seine Baarschaft; da bemerkte er, daß ihm sein Glücksgeld fehlte. Er dachte nach — ja so, er hatte es ohne Zweifel gestern dem Bücherverkäufer in Mailand irrthümlicherweise als Zweilirestück zugeworfen. Na, also war das Glücksgeld nun doch verausgabt. „Aber es hat mir ja eigentlich auch niemals Glück gebracht", sagte sich Leo, „oder sollte das Buch mein Glück werden?" Der Löwenwirth saß ihm dis-a-dis an einem Tisch und blies kurze Dampfwolken aus seiner kleinen Thonpfeife in die Luft. Leo dachte unwillkürlich an die Geschichte, die er gestern gelesen, und sah zu dem wohlbeleibten Wirth hinüber, welcher ihm ein ebenso mürrisches Gesicht zu machen schien wie der Löwe über der Thür. „Wenn ich doch auch das Glück hätte, diesem Manne das Leben zu retten", sagte sich Leo. Aber hier fuhr ja nicht einmal eine Trambahn, und dann sah der Löwenwirth gar nicht aus, als könne er dankbar sein, selbst für den Fall, daß Leo ihm einen Dienst erweisen würde, und dann hatte dieser Mann auch wohl gar keine Tochter; denn die ganze Wirthschaft machte nicht den Eindruck, als seien Frauen darin mit thätig, obgleich alles seinen regelrechten Gang zu gehen schien. Der Löwenwirth erhob sich und ging in's Gastzimmer.

Leo konnte noch keinen Entschluß zur Weiterreise fassen, es war ihm, als sei er festgewachsen auf diesem Platz. Nach einer Stunde kam der Wirth wieder heraus, er hatte wieder seine Tabakpfeife zwischen den Zähnen und stellte sich behaglich in die Thür. Leo wagte ihn in ein Gespräch zu ziehen und erfuhr so Manches über die Stadt und ihre Einwohner, auch, daß er, der Löwenwirth, den Gasthof allein führe, was ihm nun schon recht sauer wurde, da das Geschäft mit jedem Jahre besser geworden, aber die Uebersicht und Führung dadurch auch um so schwerer. „Würden Sie mich nicht als irgend etwas für Ihren Gasthof engagiren?" fragte Leo, sich ein Herz fassend. Der Alte sah ihn verblüfft an. „Sie? — als was denn?" kam es gedehnt von seinen Lippen. „Na, die Stelle als Hausknecht scheint ja in festen Händen zu sein", bemerkte Leo scherzend, indem er nach dem alten, derben Burschen, der eben mit seinen mächtigen Händen einen kolossalen Koffer hinausbalancirte, zeigte. „Aber wenn Sie vielleicht einen Buchhalter, Geschäftsführer oder dergleichen nöthig haben?" — Der Löwenwirth überlegte, er sagte sich im Stillen, warum er, als reicher Mann, sich nicht einen Geschäftsführer leisten solle, während das Central-Hotel am Markt längst einen solchen hatte. „Wenn Sie mich versuchsweise anstellen wollten", unterbrach ihn Leo in seinen Gedanken, „so auf zwei bis drei Monate, ohne Gehalt mit freier Station?" „Das werde ich mir überlegen", war die Antwort des Wirthes, „morgen werde ich Ihnen Bescheid sagen."

Leo legte sich mit einem Fünkchen von Hoffnung im Herzen an diesem Abend nieder, versäumte jedoch nicht, den Hausknecht, als dieser seine Kleider zum Reinigen holte, manches über den Löwen zu befragen. Er erfuhr, daß der Löwenwirth ein Junggeselle wäre und sein Schäfchen längst im Trocknen habe. Die einzigen weiblichen Wesen im Hause waren die beiden Zimmermädchen. Die Stelle eines Schwiegersohnes war also, selbst im günstigsten Fall, für Leo nicht zu erreichen in diesem Hause. Er schlief bald ein und träumte, der goldene Löwe vorm Gasthof wäre von seinem Lager herabgestiegen, um den Wirth zu zerreißen, und er, Leo, hätte das Opfer glücklich aus den Raubthierklauen befreit. Doch in dem Moment, als Leo den Dank erwartete, fuhr er mit einem Schrecken aus dem Schlafe empor und bemerkte, daß die Sonne ziemlich hoch stand. Es klopfte an seiner Thür, und der Löwenwirth selbst brachte ihm sein Frühstück. „Wenn Sie aber ein solcher Langschläfer sind, können Sie dem Löwen nicht vorstehen", sagte er etwas rauh. Leo war sofort aufgesprungen und versicherte wiederholt, daß er von der Ermüdung der langen Reise so fest geschlafen hätte, er wäre sonst mit dem Frühesten auf. Eine Stunde später trat er seine Stellung als Geschäftsführer und Buchhalter im „Goldenen Löwen" an. Freilich hatte er es nicht so bequem wie sein Kollege im Central-Hotel. Leo's jetziger Prinzipal war außerordentlich streng, war er doch sein Lebtag fleißig gewesen und hatte immer selbst tüchtig mit zugegriffen. Er verlangte daher von Leo unermüdlichen Fleiß, und dieser mußte oft die schweren Viertonnen und Weinfässer in den Keller schaffen helfen und auch bei anderen schweren Arbeiten Hand anlegen; denn die Kellner hatten ohnehin genug Arbeit, und der Hausknecht allein konnte oft nicht alles bewältigen. Leo arbeitete mit einer wahren Lust, war er doch dem Schicksal so dankbar, daß er für's Erste ein anständiges Unterkommen und Wohnung hatte. Die Arbeit genirte ihn nicht, zumal hier, wo ihn Niemand kannte. Wenn der Wirth bei schlechter Laune war und tobte und zeterte, wenn Leo etwas nicht recht machte, so that ihm dies ordentlich wohl; denn er sagte sich, das sei die wohlverdiente Strafe für seinen Leichtsinn. Meinte er doch, auf diese Weise seine Schuld zu büßen.

Drei Monate waren vergangen, Leo hatte sich musterhaft geführt. Sein Prinzipal hatte längst im Stillen seine Freude an ihm.

Es war ein herrlicher Sommertag und der Geburtstag des Löwenwirths. Dieser nahm sein Mittagessen, wie immer, auf der Veranda ein. Heute ließ er Leo zu sich bitten und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Der Oberkellner stellte eine Flasche Champagner zwischen beide. Der Wirth füllte die Gläser, stieß mit Leo an, trank aus, füllte sie wieder von Neuem, und begann zu reden. „Eigentlich hatte ich gar nicht die Absicht, Sie für lange Zeit zur Führung des Gasthofes und der Bücher zu engagiren. Diesen Platz hatte ich meiner Tochter zugedacht, die in einigen Tagen nach Hause kommen wird." Leo war starr. „Also doch eine Tochter! Ja, was hatte denn damals der alte Hausknecht geschwatzt?" „Aber nun", fuhr der Wirth schmunzelnd fort, „sind Sie mir sozusagen unentbehrlich geworden, da Sie mein Geschäftsinteresse mit größter Gewissenhaftigkeit wahrnehmen und ich seit lange nicht so sorglos und behaglich mein Pfeifchen rauchen konnte wie jetzt. Von heute ab sollen Sie auch Gehalt von mir beziehen, und für die drei Monate das Rückständige in Empfang nehmen." Er überreichte Leo fünfhundert Franken. Dieser ergriff freudig beide Hände seines Herrn und hätte beinahe vor Dankbarkeit einen Kuß darauf gedrückt, wenn nicht gerade Leute vorübergegangen wären.

„Schon gut, junger Mann", sagte der Löwenwirth, „doch nun sollen Sie auch erfahren, wie ich zu meiner Tochter kam. Ich war armer Leute Kind, wir wohnten hier in der Stadt. Schon als kleiner Junge zeigte ich große Lust zum Geldverdienen. Ich ging, so oft ich konnte, zum Bahnhof hinunter, um den Herrschaften kleinere Gepäckstücke für einige Centimes zu tragen. Wie beneidete ich die Hausburschen, wenn ich sah, wie die Herrschaften oft ein, auch zwei Francstücke Trinkgeld in ihre Hände gleiten ließen. Als ich aus der Schule kam, brachte mich der alte Löwenwirth, der mich immer gern hatte und mir stets den Hotelbesitzer prophezeite, in einem kleinen Hotel in Luzern unter. Ich arbeitete mich nun so nach und nach empor, bis ich zum Oberkellner avancirte. Als solcher war ich in Italien und Frankreich thätig, und als ich ein hübsches Sümmchen zusammengespart hatte, kehrte ich hierher zurück. Meine Eltern waren inzwischen gestorben, nur meine einzige Schwester lebte noch. Hier nahm ich beim Löwenwirth Stellung und diente meinem Herrn viele Jahre. Meiner Schwester hatte ich in Luzern ein kleines Geschäft eingerichtet, wo sie heute noch lebt. Sie kommt nachher an, Sie werden sie kennen lernen. Als der Löwenwirth als Junggeselle starb, übernahm ich den Gasthof und ließ ihn renoviren. Als ich neu eröffnete, waren meine ersten Gäste ein junges Paar, das von der Riviera zurückkehrte. Sie hatten in Monte Carlo fast alles verloren, und die junge Frau fühlte sich so elend von der langen Fahrt, daß sie hier übernachten mußten. Mir war es gerade nicht behaglich zu Muthe, als ich die beiden mit ihren verzweifelten Gesichtern nach Nummer eins hinübergeleitete. Ja, diese Nacht schlief ich gar nicht; denn ich erwartete jeden Moment einen Schuß oder dergleichen zu hören. Aber es geschah nichts, nur gegen Morgen wurde heftig nach dem Zimmermädchen geschellt, denn der Storch war bei der jungen Frau unerwartet schnell eingekehrt. Sie war sehr schwach, desto kräftiger war aber das kleine Mädchen, welches von seiner Stimme den ausgiebigsten Gebrauch machte. Am Nachmittag desselben Tages lag eine Leiche drüben in Nummer eins. Die schöne junge Frau war gestorben. Ihr Gatte rannte wie verzweifelt fort, um einen Arzt zu holen, wie er sagte. Aber weder er noch ein Arzt kam. Ich telegraphirte meiner Schwester, die sofort kam, um mir in dieser verzweifelten Situation beizustehen. Am nächsten Tage zog man die Leiche des jungen Ehemannes aus dem Mühlteich.

Die beiden waren längst bestattet, als sich das Kindchen immer noch in meinem Hause befand. Alle Nachforschungen nach den Verwandten der Leute ergaben ein paar arme Schlucker, die keine Lust hatten, die kleine lebendige Erbschaft zu übernehmen. „Anton, gibt mir das Kindchen", ich will es aufziehen, ich bin immer so allein, und das kleine Ding dauert mich so." Ja, freilich, auch mir that das kleine, liebe Geschöpfchen leid. Wir beschlossen nun, niemand etwas von unserer Absicht zu sagen, und meine Schwester nahm die Kleine mit nach Luzern. Die Leute mochte wohl gedacht haben, sie sei einem Findelhaus übergeben. Nun wuchs das kleine Ding heran, ich sage Ihnen, ein kleiner Engel, und wir hatten unsere Freude daran. Gott hat uns diese That gelohnt."

Jetzt sah Leo zum erstenmal in das Herz des Löwenwirthes, welches so viel Güte und Edelmuth barg. Sie erhoben die Gläser, ließen sie aneinanderklingen und leerten sie auf das Wohl des Töchterchens.

„Das Geschäft meiner Schwester", fuhr der Wirth fort, „blühte immer mehr auf und auch der Löwe wuchs zu seiner Höhe empor". Jetzt wurden beide Gläser auf das Wohl des goldenen Löwen geleert. „Sehen Sie", sagte er, „dann fuhr ich jedes Jahr einige Male zu meiner Schwester und freute mich an dem kleinen Mädel, das mich stets mit „Vater" anredete. Da hab' ich mir gesagt: Heirathen thust Du doch nicht — denn die ich in meiner Jugend einst liebte, hatte ihr Herz einem andern geschenkt —, also Du adoptirst die kleine Ilse. Nun hatte ich eine Tochter. In jedem Jahre machte ich dann eine Erholungsreise und nahm Ilse mit mir. Ich sage Ihnen, das Mädel hängt mit einer rührenden Liebe an ihrem Vater. Vor vier Jahren gab ich sie in eine Pension nach Lausanne, und in vierzehn Tagen kehrt sie heim, um immer bei mir zu bleiben; dann mögen die Leute hier alle erfahren, daß der Löwenwirth eine Tochter hat."

Sie hatten beide nicht bemerkt, wie während der letzten Worte ein reizendes junges Mädchen in hellem Sommerkleide wie eine Fee die Stufen zur Veranda emporgeschwebt war. Da lag plötzlich ein kostbarer Blumenstrauß vor dem Löwenwirth, und zwei Arme schlangen sich zärtlich um seinen Hals. Auf dem Gesicht des alten Herrn lag Ueberraschung und Freude, er zog die zarte Gestalt an sich und küßte sie. Nun stellte er ihr den neuen Geschäftsführer vor, welcher im ersten Moment kaum Worte fand; war es ihm doch, als wäre dieses entzückende Wesen da vor ihm aus dem Erdboden gezaubert.

„Ich bin schon seit gestern bei der Tante", sagte Ilse, „sie ist mit mir gekommen, ich bin nur vorausgeeilt, weil ich es nicht erwarten konnte, Dich zu Deinem Geburtstage zu überraschen." Leo wollte sich entfernen, aber sein Prinzipal ließ es nicht zu. „Hierbleiben", sagte er, „heute wird nicht gearbeitet. Sie bleiben bei uns; denn nun soll erst die richtige Geburtstagsfeier für mich beginnen im Verein mit den Menschen, die mir die liebsten auf der Welt sind." Er drückte Leo herzlich die Hand.

Ein Jahr später, um dieselbe Zeit, fand im goldenen Löwen die Hochzeit des Geschäftsführers mit der Tochter des Hauses statt. Das Gesicht des Löwenwirthes strahlte in heller Freude, wenn er auf Ilse und Leo sah, und der glückliche Bräutigam brauchte heute gewiß nicht mehr den Helden der Geschichte zu benennen, die er sich damals in verzweifelter Stimmung gekauft hatte — für sein „Glücksgeld".

Per Telephon.

Von Joh. Bidebeck.

Ich schreibe diese Worte für Dich allein. Zwar weiß ich, daß auch noch viele andere sie lesen werden, vielleicht auch noch von den wenigen, die in die ganze Sache eingeweiht waren, und die werden mitleidig oder spöttisch lächeln, aber sei es darum! Ich habe nachgedacht und nachgedacht und bin halb wahnsinnig bei all dem Nachgrübeln geworden, wie ich am besten dazu gelangen könnte, mit Dir zu reden, und dann ist dies das Resultat aller meiner Grübeleien geworden. Eine Annonce würde nichts nützen, denn Du liest ja niemals die Tagesszeitungen, aber dieses Blatt hast Du damals stets gelesen — Du wirst es gewiß noch immer lesen, und deshalb wende ich mich auf diese Art an Dich, die einzige Art, die mir einen Erfolg zu versprechen scheint, und ich bitte — ja, ich flehe Dich an: Gib mir ein Lebenszeichen! Laß mich Deine Stimme wieder hören! Telephonire noch einmal an mich! Und laß Dir nun meine Bitte und diese ganze Sache erklären! Also: Ich saß neulich am Frühstückstisch, da klingelte es am Telephon.

„Hallo!"

„Hallo!"

„Ist dort Doktor H.?" Es gab mir einen Ruck. War es möglich? War es Deine Stimme, die ich hörte?

„Wer ist dort? Mit wem rede ich?" Wieder Deine Stimme:

„Ist dort Doktor H.?"

„Jawohl, aber mit wem rede ich?"

„Ich sollte Herrn Doktor H. bitten, zu Herrn Kaufmann L. zu kommen. Der kleine Knabe ist krank."

„Ja — gut — warten Sie — wer ist dort?" —

Klingeling! Es läutete ab.

Ich stand noch einen Augenblick und umklammerte das Hörrohr fest mit der Hand, als könnte ich Dich dadurch fassen und festhalten — es war Deine Stimme — Deine sanfte, tiefe, unvergeßliche Stimme. Und nun hattest Du mich gerufen. Du warst also wieder hier in der Stadt, bei der Familie, zu der Du mich hinberufen hattest — in kurzer Zeit sollte ich Dich wiedersehen!

Ich beeile mich, zu L's zu gelangen. Und auf dem Wege feierte ich alle Reminiszenzen — unsere erste Begegnung — das glückliche Jahr — und dann der grausame Augenblick, da Du mich verlassen hattest, als Du so hoffnungslos, so spurlos verschwandest! Ja, spurlos! Denn trotz Deiner Bitte in Deinem letzten Brief, diese eindringliche Bitte an mich, niemals den Versuch zu machen, Dich aufzufinden, habe ich dennoch Deine Tante mit Drohungen und Bitten bestürmt, sie aber hielt stand, und jetzt ist sie ja längst fortgezogen.

Also: Ich kam athemlos bei L.s an und klingelte. Ob Du wohl selber kämest, mir die Thür zu öffnen? Nein, es war die Hausfrau.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie so schnell kommen, Herr Doktor! Ja, ich fürchte, daß der kleine Junge starkes Fieber hat, und mein Mann und ich sollten gerade heute zu einer Hochzeit — aber falls unser Kind sehr krank wird, habe ich natürlich keine Lust dazu."

Ich beeilte mich, zu dem kleinen Knaben hineinzugehen — vielleicht faßest Du an seinem Bettchen. Nein! Ich untersuchte den kleinen Burschen — er war nur etwas erkältet — ich zögerte, fortzugehen — und lauschte auf Deine leichten Schritte, aber endlich mußte ich mich doch entschließen, in die Wohnstube zu gehen, um ein Rezept zu schreiben. Während ich schrieb, sagte ich:

„Es ist bequem für Sie, gnädige Frau, daß Sie jetzt ein Telephon haben."

„Das haben wir leider nicht; ich schickte das Mädchen nach dem Kiosk hinüber."

Das Mädchen! War das — konntest Du das sein? Ich mußte das Mädchen sehen.

„Vielleicht könnten Sie das Mädchen rufen — ich möchte ihr gern Regen der Mixtur Bescheid sagen; Sie können ganz ruhig zur Hochzeit gehen."

Die Hausfrau klingelte, und ein sehr ländlich aussehendes Dienstmädchen trat herein. Ich blickte sie etwas verwirrt an. Wäre es möglich, daß dieses Mädchens Stimme so auffällig der Deinen gliche? Ich sagte ihr einige Worte, und sie antwortete im unverfälschtesten singenden Finnisch! Ich verzweifelte mehr und mehr — ich wollte endlich in dieser Sache klar sehen.

„Haben Sie selber an mich telephonirt?"

„Nein, ich bat die Dame im Kiosk darum."

Die Dame im Kiosk, konntest Du das sein?

Ich verabschiedete mich Hals über Kopf und eilte nach dem Kiosk hinüber. Natürlich, nein! Du warst es nicht! Aber hatte sie denn diese Stimme, diese weiche, bebende Stimme, die mich angerufen hatte?

Ich verlangte eine Postkarte, sie reichte sie mir schweigend, ich begann etwas zu kritzeln und fragte dabei: „Hier ist wohl kein Brief mit der Bezeichnung „Niemand" abgegeben worden?"

Immer noch schweigend nahm sie ein Paket Briefe in die Hand, durchblätterte sie und sagte: „Nein!"

Es war eine weiche, angenehme Stimme. Ich wurde schwankend — war es diese Stimme, die ich gehört hatte?

Ich mußte sie dazu bringen, etwas mehr zu sprechen. Mein erfinderischer Kopf heckte eine Frage aus, die eine umständliche Antwort verlangte, aber ehe sie noch damit fertig war, wußte ich es bereits — nein, das war nicht Deine Stimme, sie glich ihr nicht im entferntesten. Du selber warst es, die am Telephon mit mir gesprochen hatte. Davon war ich mehr und mehr überzeugt.

Da ich nun wußte, wann die Familie L. zur Hochzeit gehen würde, wollte ich nochmals hinaufgehen — — in der Zwischenzeit war ich planlos umhergestreift, beständig den Kiosk umkreisend, der ein Geheimniß, ein Räthsel einschloß. — Ich ging also wieder zu L.'s hinauf, fest entschlossen, das ganze Haus zu durchsuchen, um in dieser Sache klar zu sehen. Dasselbe Dienstmädchen, mit dem ich Vormittags gesprochen hatte, öffnete mir. Ich sah nach dem kleinen Jungen; er schlief. Ich fragte das Mädchen, ob sie allein zu Hause wäre. Ja, das wäre sie.

„Sagen Sie mal, wer hatte heute für Sie telephonirt? War es die Dame, die im Kiosk sitzt? Mir schien nämlich, daß ich die Stimme kenne."

„Nein, es war eine andere Dame. Sie stand am Telephon und sprach, als ich kam, und ich war nicht so dreist, zu telephoniren, und da bat ich sie darum."

„War es eine kleine, brünette Dame?"

„Nein — nein, sie war groß und hatte sehr starkes, blondes Haar, und sie sprach sehr sanft und freundlich: „Ja, recht gern!" sagte sie, und dann richtete sie die Bestellung an Herrn Doktor telephonisch aus."

Groß und blond! Das warst Du! Das bist Du! Sanft und freundlich, sagte das Mädchen. Ja, ich kann Dein freundliches Lächeln erkennen, kann Deine sanfte Stimme vernehmen.

Ach, laß sie mich wieder hören! Bebte Deine Stimme nicht? Zitterte sie nicht ganz leicht, als Du meinen Namen nanntest? Dieses Erlebniß hat mit den Muth gegeben, dies zu schreiben. Lächle nur über mich, lächle über alle meine mißglückten Versuche, Dich aufzufinden, Deine Stimme wieder zu vernehmen. Ja, lächle nur mit Deinem klaren, leisen Lachen, aber antworte mir! Laß mich Deine Stimme hören! Klingle mich noch einmal an!

Ein gelehrtes Wunderkind.

Ein merkwürdiges Wunderkind, das seinerzeit viel Aufsehen erregte, ist heute fast völlig vergessen: Sigismund Freiherr von Praun, der im Herbst 1811 zu Tyrnau in Ungarn geboren wurde, er konnte in seinem zweiten Jahre fertig lesen und die Hauptmomente der Weltgeschichte zusammenhängend erzählen. Auch sehr gut Violine spielte er, vom vierten Jahre an ließ er sich in öffentlichen Concerten hören, vom sechsten Jahre an machte er Kunstreisen und im dreizehnten beendigte er den Kursus der juristischen Studien, worauf er einige Schriften herausgab; er lieferte auch kalligraphische Kunstwerke und wirklich gute Federzeichnungen. Leider starb dieses gelehrte Wunderkind schon im Alter von zwanzig Jahren, ein Alter, das von allen sogenannten gelehrten Wunderkindern nur Carl Witte überschritt, der es freilich bis zum Greisenalter brachte. Der Lübecker Heinecken, der Engländer Malkin starben ganz jung, der Franzose Bosatier wurde auch nur zwanzig Jahre alt.

Ein Hundeleben.

In naßkalter Sturmnacht, auf einsamem Feld,
Zerschlissene Kleider, kein Brot und kein Geld,
Voll Hunger und Durst, keine Arbeit, kein Lohn,
Verbrannt die Fabrik — und so zieht er davon. —
Er muß sich dem Schnaps, dem Verbrechen ergeben,
Ein Hundeleben!...

Auf seidenem Kissen ein Möpschen sich regt,
Geschmeichelt, gestreichelt, gehegt und gepflegt,
Vom Herrchen mit tätschelnden Händen geklopft,
Vom Frauchen mit köstlichen Bissen gestopft. —
Behutsam das Vieh in den Wagen sie heben —
Ein Hundeleben!...

Was Kinder alles fragen können.

Die kleine Else liest in der Zeitung „Ein Pferd ist zu verkaufen. Wo?" fragt die Expedition dieses Blattes."

„Papa, warum sagt die Expedition des Blattes immer „Wo"?"

Splitter.

Der Weg zum Magenkatarrh ist mit Doppellitern gepflastert.

*

Bescheidenheit ist oft nur Mangel an — Entschiedenheit.

*

Wie nachsichtig ist man doch gegen die Schwächen des — Vorgesetzten.

Endlich allein.

„Ich begreife Ihre Vorliebe für diesen steilen Berg nicht; es ist doch wirklich kein Vergnügen, da herauf zu traxeln!"

„„O doch — da geht nämlich mein Mann nicht mit!"

Durchschaut.

A Stadtfrack hat die Jagd in Dings
Für theuers Geld gepacht't
Und is jätzt durt zur Sommerfrisch
So auf r'a Woche acht.

Koa Tag vergeht an dem er net
Mit'm Büchsei ziaget aus,
Doch bringt 'r von der guat'n Jagd
Aa net a Schwanzerl' z' Haus.

Doch d' Leut' natürli lacha thuan,
Döß wurmt'n fruah und spat,
Drum laßt 'r hoamli schicka sich
An Has'n von der Stadt.

Und wiar'er wieder außi ziagt
Da fragt 'r 'n Gastwirth stolz,
Ob er eahm abtaaft, was er heunt
Ganz sicher schießt im Holz.

„Wohl, wohl," moant der und lacht verschmitzt,
Bloß oans will i glei sag'n:
Ihr derft net auf'n Preis vielleicht
Dö — „Bahnfracht - Kost'n" schlag'n.

Das ewig Weibliche.

Gretl: „Du, Hansl, schau einmal, ob mein Hut noch richtig sitzt?"